



Bauernmädchen mit Schapel, Rosenhut und Kappe

Die St. Georgener Tracht

Von Alfred Emil Kraus, Weiler i. Schw.

Auf dem Ostabhang des südlichen Schwarzwaldes, hart an der badisch-württembergischen Grenze, liegt in 860 Meter Höhe auf dem höchsten Punkt der liebliche Täler und wildromantische Schluchten berührenden Schwarzwaldbahn das alte Bergstädtchen St. Georgen. Es ist eine Gründung Hirsauer Klosterbrüder ungefähr aus dem Jahr 1000 und hat seine elgene, überaus anziehende Geschichte.¹

¹ Es ist ein großer Nachteil für unsere badische Heimatliteratur, daß gerade solche wertvollen Quellenbücher wie „Kalkschmidt, Geschichte des Klosters, der Stadt und des Kirchspiels St. Georgen“ und „Martini, Geschichte des Klosters und der Pfarrei St. Georgen“ im Buchhandel vergriffen sind und nicht mehr aufgelegt werden sollen. Könnte durch eine Subskription dieser vorzüglichen Werke durch den Landesverein „B. S.“ dem Mangel nicht abgeholfen sein?



Mädchen in Kappe und Schauben

Außer den jetzigen St. Georgener Kirchspielgemeinden Brigach, Oberkirnach, Langenschiltach und Peterzell gehörten zum einstigen Klosteramt noch Tennenbronn, Mönchweiler mit Stodburg, Kappel, Schabenhäusen, Wildenstein, Rothenzimmern, Hausen ob Kottweil und Böhlingen². Außerdem war das Kloster noch begütert in einer großen Anzahl von Gemeinden, zu denen u. a. auch das heutige Kirchspiel Weiler mit den Filialgemeinden Burgberg und Erdmannsweiler gehörte.

Nicht Sins und Zehnt allein war das Band, das die Klosteramtsgemeinden zusammenhielt. Die seelsorgerische Tätigkeit und der geistliche Einfluß der Mutterkirche war es, der den Untertanen die innere Einstellung zum Kloster gab und ihr weltliches Gehabe und ihre geistlichen Bedürfnisse nachdrücklich beeinflusste. Ihre Zugehörigkeit zum Klosteramt ließen nicht nur Schrift und Siegel, Wappen und Fahne allein erkennen, ein anderes äußerliches Merkmal unterschied und unterscheidet teilweise heute noch die

evangelischen Klosterleute von den katholischen Gemeinden der Umgegend. Und dies Merkmal ist die Tracht.

Die Kirche hat ja überall mitbestimmend ihren Einfluß ausgeübt auf Sitten und Gebräuche, auf den Wort- und Sprachschatz, und am sichtbarsten auf die Kleidung.

Nicht ausdringlich mit vielfarbigem Drum und Dran kennzeichnet sich die Tracht der Alt-St. Georgener; entsprechend dem unwirtlichen Klima des Hochschwarzwaldes, dem in alter Zeit allen lauten Festen abgeneigten Mönchkloster und nicht zuletzt begünstigt durch den etwas ernsten Volkscharakter des alemannischen Schwarzwälders entwickelte sich — soweit man bei einer Bauerntracht überhaupt von Entwicklung sprechen darf — die Kleidung zu dem etwas düster erscheinenden Bild, wie wir es heute sehen: dunkel ist die herrschende Farbe. Doch schaut der Freund des Volkes bei den beliebten Volksfesten liebliche, farbenfreudige Gemälde, die an Buntheit den andern Schwarzwaldtrachten wenig nachstehen.

Das Hauptkleidungsstück der Frau ist die sogenannte *Hippe*³. Es ist dies ein schwarzer, ärmelloser Niederrod, der entweder aus schwerem Tuch oder aus schwarzgefärbter, selbstgesponnener und gewobener Leinwand genäht wird. Das Mieder besteht aus in bestimmter Form und Farbe zusammengesetzten Samtstücken, in welche hübsche Blumenmuster eingestickt oder eingepreßt sind. Die älteren Mieder zeigen auf der Rückenseite rottuchene Einsätze, von der Länge nach aufgenähten Samtbandstreifen unterbrochen. Die heutigen Mieder jedoch lassen jede hellere Farbe in größeren Stücken vermissen und werden nur aus dunklen Tuch- bzw. Samtstoffen von der „Hippenaiere“ hergestellt. Vorn reicht es nur einige Zentimeter vom Armausschnitt gegen die Brust und hat als Abschluß beiderseits je eine Reihe Messinghaken, die zur Durchsädelung des Niederbandes, des das Mieder zusammenhaltenden Restels, dienen. Die Vordertheile sind deshalb so schmal, weil unter dem eigentlichen Mieder ein an der Vorderseite aus Samt genähtes Leibchen getragen wird. Die Rückenteile dieses Leibchens bestehen aus

² Der ehemalige Burgstall Wildenstein und die letzten drei Orte sind heute württembergisch.

³ Vielleicht abzuleiten vom lat. habitus.

fester Leinwand oder Barchent. Es reicht also unter dem an den Rod genähten Nieder hervor und wird durch je einen Hals oben am Hals und unten über dem Leib in Höhe des Rodansatzes eingehakt. Damit nun der Schlich des Leibchens auf der Brustmitte verdeckt ist, trägt man darüber einen etwa 30 Zentimeter langen, breiten Brustlah. Er ist dergestalt verfertigt, daß auf einen Stoffstreifen in der Breite, wie der Lah werden soll, zwei blumenbestickte oder gepresste Samtbänder aufgenäht sind, die durch Festheften von entsprechend gefärbten Glasperllitzen einen Auspuß erhalten. Der Lah wird oben am Hals einfach eingehakt. Das Ganze hält eine regelmäßig von einer Seite zur andern gehende Verschnürung durch den Nestel, ein schmales ebenfalls gepresstes Samtbändchen, zusammen. Um den Hals trägt man den Goller, und zwar soll dieser mit den gleichen Glasperlen ausgepußt sein wie der Brustlah. Auf der Brust und den Rücken reicht er ungesähr handbreit herab und ist vorn und hinten wagrecht abgeschlossen. Um ein Absteigen oder Hinauffstreifen zu verhüten, gehen von den beiden rüdseitigen Ecken unter den Armen hindurch dunkelkarbige, schmale Leinenbänder, die an den Ecken der Vorderseite eingehakt werden. Häufig sieht man den Goller auch aus dem Samt ähnllich gefärbter Seide.



Hinterblinger Tracht
(Alt-St. Georgener)

Der Rod wird an den Hüften durch Einnäher und Fadendurchzug gebauscht, so daß diese sehr „betont“ erscheinen. Die früheren Röde enthielten sogar an den Hüften Watte- und Stoffeinlagen, was diese recht schwer machte, und außerdem seine Trägerin unförmlich did ausfah. Es gab Zeiten, in denen es Brauch wurde, rings herum Bergbäuschen oder Spreukissen einzunähen. Diese Kleider müssen allerdings nicht bequem zu tragen gewesen sein, denn eine Frau von Weiler erzählt von ihrer Mutter, daß sie diese unbequemen Rodwürste nicht habe leiden mögen, und als sie sich zum Sterben niederlegte, habe sie als letzten Wunsch ausgesprochen, man dürfe sie der damaligen Sitte gemäß, nicht mit dieser Köllchenhippe in den Sarg legen, sondern müsse die Bauslein heraus schneiden. „Sie hent mi im Leabe sölle anuec drudet, i will im Grab mi Rueh hau.“ Die Einlagen werden heute nicht mehr eingenäht, auch lernte man in der stoffarmen und gutscheinreichen Nachkriegsperiode an Stoffmenge sparen. Benötigte man doch in früheren Zeiten zu einem solchen hüftgefältelten Hipperod nicht weniger als 18 Ellen.

Mit gleichem Stoffreichtum bedacht ist der Schurz. Er mißt an seinem unteren Umfang 3 Meter und reicht in seiner Breite um den ganzen, durch die Fältelung des Rodes noch umfangreicher gemachten Körper herum. Mit schmalen Band wird er vorn gebunden. Als Abschluß ist ein dem Niederband ähnliches Samtbund auf den Schurzband aufgenäht, indem es hinten noch ein Stück weit rechts und links am Saum herunterläuft. Die Stoffart ist gewöhnlich Kattun, hier Zeugle genannt. Solche Zeugleschürzen tragen die Mädchen Sonntags zum Kirchgang oder über Feld. An Festtagen prangen sie in seidnen Schürzen von derselben Machart, aber in den lieblichsten Farbenzusammenstellungen, geschmackvoll den dunklen Farben der Nieder- und Gollersamte angepaßt.

Aus dem dunklen, ärmellosen Kleid hervor quellen die bauschigen, blütenweißen Hemdärmel aus feinem Leinen, durch ihren Farbenunterschied einen wirksamen und augenfälligen Gegensatz bildend zu der durchweg dunkel gehaltenen übrigen Klei-



Zwei Schapelmalde in Festtracht

Spitzenmögligkeiten unter der Hippe Ein oder mehrere rotwollene, mit schwarzem Mäander- oder Blumenfriesmuster verzierte Unterröde erwärmen die abgehärteten „Wiibervölker“ zur Genüge.

An Regentagen oder zur Winterszeit zieht man über den Oberkörper den Schauben aus einfarbiger Seide. Farbe und Blumenmuster richten sich nach denen des Niederfamtes und des seidenen Schurzes. Der Schauben ist eine Art Überziehhäddchen mit eng anliegenden, bis auf die Hand reichenden Ärmeln. Er hat eine kurze, knappsitzende Form, trägt keinen Kragen, so daß der Goller am Hals aus dem nur oben durch Haken und Hasfen geschlossenen Schauben herauschaut. An den Verschlußenden sind zwei zur Tracht passende Knöpfe angenäht.

Dr. Weiß-Mönchweiler, der Herausgeber der seither eingegangenen Trachtenzeitschrift „Unterm Rosenhut“, unterscheidet dreierlei Schauben: den Wiselschauben, den zwilkenen und den bursteten Schauben. Wisel war ein aus Flach und Schafwolle loder gewobener Halbwollstoff und wurde als Arbeitsschauben getragen. Die Rohmaterialien wurden häufig von der Magd besonders angebudungen. Gleichfalls am Werktag frug man den gröbereren zwilkenen oder Zwilfschauben, der insolge seiner festeren Webart länger hielt als der Wiselschauben. Der direkte Vorläufer der heute gebräuchlichen Schauben war der „burstete“ Schauben, als den man überhaupt den jehigen ansehen kann. Dr. Weiß beschreib ihn folgendermaßen (in „A. R.“, Blatt 5):

„Es war der nobelste Schauben, der schönste, der Hochzeitschauben aus dem feinsten Stoff und von feinem Zuschnitt und wurde zum Schäppel getragen. Der Zeug zu solch einem bursteten Schauben oder bursteten Ermel wurde meist im

ding. Diese Hemdärmel sind ein nicht unwesentlicher Teil der ganzen Tracht und waren beispielweise bei Magdverbudungen ein Gegenstand erhöhter Sorge. In alten Dingverträgen, Tage- und Wirtschaftsbüchern werden die Hemdärmel als von der Magd in einer bestimmten Anzahl zu beanspruchen und für sie verausgabt aufgeführt. Ein etwa 20 Zentimeter breiter, aus unzähligen, eng aneinandergelegten Fältchen bestehender Bund legt sich um den Oberarm dicht über dem Ellbogengelenk, dieses also freilassend, und wird von einer handgehäkelten Spitze umsäumt. Der Ärmel selbst hat einen tiefen Schlitz, um die Durchfuhr des Unterarmes zu ermögliehen; dieser ist mit einem Leinenbändchen zugebudnen. Das Hemd, an das die Ärmel — des öfteren Reinigens wegen leicht lostrennbar — angeheftet sind, wird ohne die Ärmel „Unterfod“ genannt, hat Vorderfchluf und besteht aus grobem, rasengebleichtem Hausmacherleinen oder Zwilch. Es ist unter Umständen das einzige Stück weißer Unterwäsche; denn bei einer originalechten und heimatstreuen Trachtenträgerin blihen keine weißen Unterröde oder gar noch andere

Laden gekauft, es war schwarzgefärbtes Wollzeug, zwilchweis gewoben und glänzend gemacht. Der burstete Ermel war vorn und hinten ganz kurz, vorn beiderseits stark zugespitzt. Er trug schöne ringsumlaufende Versteppung an den Ärmeln und versteppte Aufschläge am Verschluss. Hinten am unteren Rand besaß er zwei Biesen, während der gewöhnliche Schauben drei Biesen hat, zwei unter den Armen und die dritte in der Mitte des Rückens am Ende der Blattnähte. Gebildet sind diese Biesen durch Fältelung des länger geschnittenen Stoffteils, also nicht angeheft oder angenäht. Diese Fältelung steht über das Gewand vor und bildet so dessen Verzierung. An den Ärmeln waren zwei Knöpfe mit roter oder blauer Glas-einlage."

Unter Bursten verstand man die zierenden Abnähungen und Biesen, die dieses Kleidungsstück vor den anderen Schauben auszeichneten. Der heutige Schauben hat, wie oben erwähnt, drei Biesen und ist im übrigen von der gleichen Nachart wie der burstete. Letzterer ist schon Mitte des vorigen Jahrhunderts abgegangen, und ältere Frauen kennen kaum noch den Namen.

Neben den etwas unbequemen Schnürmiederhippen oder „Inpriishippe“, kennt man auch die sogenannte Knopshippe. Das Mieder besitzt wie das andere keine Ärmel, man hat auch das Leibchen nicht nötig, da Mieder und Rock gleichmäßig schließen und bis zum Hals zugeknüpft werden können. Dadurch fällt auch die Verschnürung weg und gewährt so ein viel bequemeres Tragen, was besonders an warmen Sommertagen angenehm empfunden wird. Als Festgewand kommt aber nur die oben beschriebene Schnürmiederhippe in Frage.

Unter dem Saum des bis zu den Knöcheln reichenden Rockes schauten einst am Sonntag die in hasenhärenden, weißen Zwidelstrümpfen und schwarzen Halbschuhen stehenden Füße hervor. Die Strumpfwolle war mit den Haaren der in der Gegend häufig gezüchteten Hermelintaninchen versponnen. Bezeichnend für das eigenartige Aussehen der mit solchen Strümpfen bekleideten Beine ist eine wichtige Begebenheit anlässlich eines Trachtenfestes im badischen Land, wo ein die Tracht bewundernder Unterländer die Bemerkung machte: „Dene Wäldermeidle wache so die Hoor zu de Strümpf raus!“ — Die gewöhnlichen weißen Wollstrümpfe, deren eine Braut auf dem Brautwagen eine ganze „Strumpfschütte“ voll mitbrachte, zeigten kunstvolle Würfel- und Streifenmuster in den mannigfaltigsten und schönsten Variationen, wie sie heute nur noch bei Kunststrickerinnen geübt werden können. Bedauerlich ist es, daß diese hochwertige Bauernkunst fast ausgestorben ist, da kaum noch eine Frau, geschweige denn ein Mädchen,



Trachtenleute aus St. Georgen mit Schapel, Dreispitz und Stegelschuh

solche Strümpfe zu stricken vermag. Heute kaufen auch die Dorf Mädchen ihre Fußbekleidung im Laden, höchstens, daß noch die ganz einfache Strumpfarm mit je zwei linken und rechten Maschen hergestellt wird, die an der Seite eingestrickten Zwickel fehlen sogar heute.

Das junge Mädchen geht gewöhnlich barhaupt; nur beim Kirchgang oder nach auswärts setzt es, wie auch die verheirateten Frauen noch öfter, die *Rappe* mit den lang flatternden Ripsseidbändern auf. An ein samtenes Mittelstück, dem sogenannten *Rappeplätz*, wird ringsum in der Form des Kopfes ein etwa 15 bis 20 Zentimeter breites Seidenstoffstück genäht. Links und rechts in der Schläfengegend hängen zwei lange, schwarze, an den Rändern ausgefranste Ripsbänder, mit denen die *Rappe* unterm Kinn in einem Schlupf gebunden wird. Nach hinten hängen vier Bänder; zwei davon flattern lose im Winde, die beiden andern sind zur Schleife geknüpft und hängen dann ebenfalls lose herab. Je ein langes Band gleicher Art wird als „Hoorchnur“ auch lang flatternd in die bei Frauen und Mädchen hängenden Zöpfe eingeflochten. Wir gedenken bei ihrem Anblick des Dichters Ferdinand Freiligrath, der, von ihnen begeistert, ausruft:

Und ihr, im Schmut der langen Zöpfe,
ihr Schwarzwaldmädchen braun und schlank,
wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
auf der Schaluppe grüne Bank!

Die *Rappe* ist die gewöhnliche Kopfbedeckung. Die Mädchen tragen außer dem überall in bäuerlichen Kreisen gebräuchlichen weißen Kopfstuch zum Schutz gegen die Sommer Sonne bei der Landarbeit wie beim Gang über das sommerlich warme Feld keinen weiteren Kopfschutz oder -schmud. Bedauerlicherweise kam der so kleidsame *Rosenhut* vollständig außer Gebrauch und nur bei Trachtenfesten zu Repräsentationszwecken kann man die Frauen und Mädchen in diesem schlichten und doch eigenartig angenehm aufs Auge wirkenden Kleidungsstück sehen. Er ist ein in heimischer Flechtart gearbeiteter Strohhut, dessen ungefähr 5 Zentimeter breite Krämpfe vorn und hinten schief nach unten geht, während sie an beiden Seiten nach oben gebogen ist. Der einfach runde 8 bis 9 Zentimeter hohe Kopfteil und der äußerste Saum des Randes ist aus schwarzem Stroh geflochten, Kopfteil und Hutrand noch auf ihrer Oberseite mit gewöhnlichem Kalk weiß gefalbt. Zweimal neun Wickel sitzen halbfaltenartig auf der hinteren Randfläche, diese wie die auf der geweißten flachen Kopfbede kreuzweis einander gegenüber festgenähten 4 Kreuz- oder Lilienzeichen heben sich, da sie aus schwarzem Stroh geflochten sind, von ihrer Unterlage scharf ab. Der Name „*Rosenhut*“ kommt her von den an diesen Kreuzzeichen befestigten Wollrosen, die in alten Zeiten bei den Mädchenhüten rot, bei denen der Frauen schwarz gefärbt waren. Dieser *Rosenhut* mit den breitgefranstn Seidenbändern an den Seiten war das Charakteristischste des ganzen Klosteramts; dessen Trägerinnen kennzeichneten sich als zum Klosteramt St. Georgen gehörig. Er wurde auf der *Rappe* im Sommer und Winter getragen und mit den *Hutbändern* hinten am Kopf in eigenartiger Schleife befestigt.

Hin und wieder sieht man noch bei älteren Frauen den schwarzen *Hut*. Es ist dies ein aus schwarzem Stroh geflochtenes niederes Hütlein mit 7 Zentimeter breitem, vorn und hinten etwas herabhängendem Rand, der mit schwarzem Samt eingefast ist. Auf dem äußersten Rand aufgesteckt ist eine Schmutzborte aus flachen, schwarzen Glasperlen. Der Kopfteil ist weit niedriger als beim *Rosenhut* und wird umgeben von einem rund herum etwas gerafften schweren Seidenband mit eingewobenen Blumenmustern. Dasselbe steht infolge seiner Breite über den Kopfteil hinweg und hängt in einer Länge von 40 Zentimetern nach hinten doppelt über den Rücken. In der Bandschleife an der hinteren Hutseite steckt ein kleines

Gebinde von künstlichen Blumen. Durch Gummiband kann das Hütchen unter den Zöpfen am Hinterkopf befestigt werden.

Ein Kapitel für sich bildet die Festtracht des ledigen Mädchens. Eine Hochzeit oder eine Taufe oder sonst eine Festlichkeit ist in der Gegend um St. Georgen undenkbar ohne Schapelmaidele, und ohne triftigen Grund verzichtet keine Braut auf die Ehrenkrone ihrer Jungfräulichkeit, die Schapel. Eine Schapel aus dem Jahr 1780 zeigt noch bei weitem nicht die Ausmaße und die Größe und Anzahl der dabei verwendeten Zieraten wie eine heutige, ein Beweis, daß auch die Tracht nichts Starres, sondern entwicklungsfähig und lebendig ist. Dadurch gerade beweist sie ihre Existenzberechtigung im Gegensatz zu der Ansicht vieler



Trachtengruppe. (Das Mädchen in der Mitte trägt das kleine, schwarze Strohhütchen)

der Trachten- und Heimatkunde Fernstehenden. Während der untere Teil der hundertfünfzigjährigen Schapel ein 9 Zentimeter hoher, 12 Zentimeter im Durchmesser fassender Kranz, mit kleinen Spiegeln geziert und dünn gewalztem Messingblech beschlagen, darstellt, ist dieser auf dem Kopf aufliegende Ring der neueren Schapel nur 5 Zentimeter hoch. Spiegel und Messingstreifen sind in der gleichen Art angebracht wie bei dem alten Stück. Die moderne Schapel — denn auch von einer Schapelmode darf gesprochen werden — zeigt im Vergleich zur Großmutter-schapel einen regelmäßig runden zylindrischen Aufsatz von 25 Zentimeter Höhe und 30—35 Zentimeter im Durchmesser. Dagegen ist der der kleineren ausgebuchtet und nur etwa 28 Zentimeter in seinem größten Maß. Die rings herum auf Drahtgestellen befestigten und zum Teil lose baumelnden Glaskugeln, Krallen genannt, die dünnen goldglänzenden Messingblättchen, runde und eiförmige, dazwischen befestigte kleine Spiegeln und rote Papierröschen, geben der ziemlich schweren Jungfernkronen ein buntes Aussehen. Die „glänzige Schapelkrone“ ist daran das entscheidend Wichtigste für die Trägerin; denn einem heimattrauen und festtagsbegeisterten Schapelmaidele ist nichts zuviel, um sie „zweg mache“ zu lassen, wenn durch deren Benützung eine oder die andere Kralle zerbrochen sein mag. Dieser farbenprächtige Kopfschmuck wird mit Hilfe zweier Bandschnüre an den beiden Zöpfen hart und fest gebunden, und es ist nicht allzu sehr verwunderlich, wenn bei

einer Volksfeier oder einem Familienfest, während dessen ganzer Dauer die Schapel auf dem Kopf behalten wird, diese bei ihrem Gewicht und festen Schnürung zu drücken anfängt und Kopfschmerzen erzeugt. Links und rechts hängen in Schleifen genähte, breite Seidenripshänder, ebensolche lang über den Rücken hinunter am Schapel und im Haar, sämliche in den St. Georgener lila Klosterfarben. Den Hals umschließt eine steifgestärkte, spitzenumfümte, weiße Halstkrause in der Art, wie sie bei den Rembrandt'schen Altholländer Ratsherren zu sehen sind. Den Bandverschluß dieses sehr breiten und dichten Kragens bildet eine Agraffe aus künstlichen Blumen und Seidenbandzierat.

Zur Schapel gehört der Schapelgürtel. Doppelt, an der Vorderseite drei- bis sechsfach, legt sich lose eine silbern blühende Ringschnur um die Hüften, an den Seiten besetzt mit Spiegelein, die ihrerseits von roten und blauen Glasperlen eingefasst sind. An diesen Spiegeln hängen buntfalternd und lang verschiedenfarbige Bänder, wodurch bei der helleren Betonung des seidenen Schurzes ein malerisches Bild zustande kommt, besonders, wenn die Schapelmaide in größerer Anzahl, wie bei „rechten“ Hochzeiten und zu Volks- und Heimatfesten zusammenkommen. Da über der Hippe bei solchen feierlichen Anlässen noch der häufig mit Wollflanell gefütterte Seidenschäuben gezogen wird, ist das Gefühl einer Schapelträgerin in ihrem Feststaat bei großer Sommerwärme nicht gerade ein angenehmes. Bekanntlich erträgt jedoch das weibliche Geschlecht, um seiner angeborenen Eitelkeit fröhnen zu können, die größten körperlichen Unannehmlichkeiten in bewundernswerter Ausdauer und Geduld. So ist es wohl auch dieser erfahrungsgemäßen Tatsache zuzuschreiben, daß in stidigen Wirtschaftsräumen, in festlich mit Menschen und Menschenduft gefüllten Kirchen und Hallen, sogar beim „Oberab“, den Nationaltänzen der Klosterleute, zwar „gruusig“ geschwieht wird, aber doch nur ganz selten Ohnmachtsanfälle und dergl. zu beobachten sind, was als Beweis für die urwüchsigte Gesundheit dieses Wälderbauernstammes gelten mag. Auch der Schapelgürtel hat sich im Lauf der vielen Jahrzehnte wie die Schapel verändert. Ist außer der verschiedenen Größe der Gewichtsunterschied der beiden Schapeln von 550 Gramm und 1700 Gramm ein beachtenswerter, um so mehr springt die Entwicklungsfähigkeit des Gürtels in die Augen. Auf einem 2 Zentimeter breiten Riemen aus weichem Schafleder war ein schwarzes Samtband aufgenäht, rings herum mit blendend weiß gefegten Stannknöpfen besetzt, in die grüne, blaue oder rote Glassteine eingelassen waren. Dieser alte, noch ganz selten in alten Truhen und Trögen zu findende Gürtel ist bedeutend einfacher gestaltet wie der weiter oben beschriebene moderne.

Tragen die Jungfräulein in solch farbenprächtigen Festschmuck, so liegt über den älteren Frauen etwa beim Festgottesdienst eine düstere und ernste Farbstimmung. Dieser etwas steife und würdige Eindruck wird noch vertieft durch ein schwarzes seidenes Halstuch, das die Frauen — bei Trauer- und Abendmahlsfeiern auch die Mädchen — um den Hals geschlungen haben und zwar von vorn nach hinten und wieder nach vorn, so daß die beiden Zipfel an der Brust kreuzweise verwahrt werden können. Das Tuch liegt lose und breit bis über das Kinn herauf, den Mund fast verbedeckend, um den Hals, und man glaubt, die geistigen Nachfahren der zur Schweigepflicht verurteilten St. Georgener Mönche vor sich zu sehen, zumal der so wie so stille und verschlossene Alemannencharakter bei kirchlichen Feiern in seiner ganzen Würde zur Schau tritt.

Über die gegenwärtige männliche Tracht zu schreiben fällt insofern schwer, als eben im Klostergebiet kaum noch ein Mann diese trägt. Ältere Aufzeichnungen aus Wirtschaftsbüchern und Ehehaltenheften geben uns nur geringe Einzelheiten.

Die kurzen, an den Knien durch Schnallen geschlossenen Fellhosen aus Hirsch- oder Schaffleder, die langen weißen Strümpfe, die schwarzen Schnallenschuhe, das mit farbigen Glasknöpfen gezierte Sammetkleide, der lange, blaue, innen rottuchen ausgeflogene Rod mit den silbernen Talerknöpfen, der weißleinen Hemdkragen mit den beiden langen abstehenden Zipfeln des zur Binde geknüpften schwarzen Halstuches, auf dem Kopf den breitrandigen runden Wälderhut — damit angetan mag sich der Hofbauer in alter Zeit im Sonntagsstaat gezeigt haben, wenn er, den blaugefärbten, zwilchenen Wälderschlrm mit den dicken Rohrstäben unterm Arm, den „Tennebronner Hoametschii“, nämlich den Schlihsack, über der Schulter vom Santjergener Kilbmerkt übers Engele herüberwanderte, begleitet vom redselig gewordenen „Wiib“, das sich vielleicht ereiferte über die bedeutend geleerte Geldwurst, die oft mit Kronentalern gefüllt um den Leib des „Buure“ geschnallt zum Viehmarkt getragen wurde. Statt der kurzen Fellhosen tragen die beiden noch einzigen in Weiler lebenden Trachtenmänner eine lange schwarze Hose. Die gewöhnliche Werktagskleidung bestand aus einem kurzen, bis zur Hüfte reichenden Zwilchkittel, einer zweireihigen Weste gleichen Stoffes oder aus Samt mit Kragen, und langen ebenfalls zwilchenen Hosen, die in der Regel blau gefärbt wurden. Statt des runden Bauernhutes mit dem breiten Wolfenschieberrand trug der St. Georgener Bürger den vornehmen Dreispitz oder den hohen zylinderähnlichen, grauen oder braunen „Stegeseleshut“, beides Kopfbedeckungen, die auf den zum Klosteramt einst gehörenden Dörsfern unbekannt sind oder in Vergessenheit gerieten. Es scheint, daß die männliche Tracht im ganzen Schwarzwald mehr gemeinsame Züge aufweist als die weibliche, eine Beobachtung, die ja auch an moderner Männerkleidung gemacht werden kann.

Friedrich Hottenroth nennt in seinem umfassenden Werke über die deutschen Volkstrachten diese „den Dialekt des Modetostüms“. Welche Anstrengungen machen die Volkskundler wie die Literaturbesessenen doch in der Pflege der Mundartdichtung! Und doch sicher mit Recht; die Besten des Volkes führen in Wort und Schrift die geistigen Kulturgüter ihrer Stammesangehörigen vor Auge und Ohr, was eben nur durch mundartliche Ausdrücke restlos befriedigend geschehen kann. Einen ebenso gerechtfertigten Anspruch auf liebevolle Beachtung hat demnach auch die Tracht unserer Heimatgäue. Drum ist es eine erfreuliche Tatsache, daß nicht nur die Trachtenverbände tatkräftig und erfolgreich in ihren Gebieten für die Erhaltung solch ungemein wichtiger Kulturgüter eintreten, sondern außer södernden Volkskndlern auch weitere Kreise des gebildeten Volkes nicht nur neugieriges, sondern vielmehr teilnehmendes Interesse zeigen für die schönen, kleidsamen Wäldertrachten. Dies Interesse sollte jedoch nicht ausarten in der sehr betrüblichen Erscheinung, daß Städter sich zu Maskenveranstaltungen der noch getragenen Trachten bedienen. Dazu ist die Kleidung der heimatliebenden Schwarzwaldleute zu gut, um zum Narrenkostüm heruntergezerrt zu werden und dadurch seinen hohen kulturgeschichtlichen und volkstündlichen Wert einzubüßen. Wenn auch sicher ist, daß die weibliche Tracht im Abnehmen begriffen ist und vielleicht, wie die der Männer, in einer hoffentlich noch recht fernen Zeit ganz verschwindet, so freut man sich doch hin und wieder, wenn trachtentreue Eltern ihren heranwachsenden Töchtern bei der Strafe des Verbots des Elternhauses die Liebe zur Heimattracht anempfehlen. Mag sie dem Fernstehenden unbequem und lästig erscheinen, Tatsache ist, daß sie, wie kaum eine Bekleidungsart dem rauhen Klima, in der düsteren Sogebung der Werktags- und gewöhnlichen Sonntagskleidung dem ersten Altemanncharakter angepaßt ist, wie kaum ein der Mode streng unterworfenen Stadtgewand. Zudem hat die Tracht bei ihrer Dauerhaftigkeit noch den in bäuerlichen Kreisen besonders ins Gewicht fallenden Vorzug der Billigkeit, womit sich die fähnchentragenden und

stößelschuhstehenden Stadtdämchen keinesfalls rühmen können. Eine Konfirmanden-
hippe, die, nach geringfügigen Erweiterungen, noch von 35 bis 40 jährigen Frauen
getragen wird, ist im Klostergebiet keine Seltenheit. Unverständlich ist darum die
Torheit gewisser Mädchen vom Lande, wenn sie ihrer Tracht untreu werden und
mit den modischen Stadtkleidern liebäugeln. Sie berauben sich dadurch nicht nur
ihres schönsten Schmudes, sondern entblößen und verflachen auch ihr Seelenleben;
durch diesen treulosen Verrat an der Heimat, und von ihnen gilt, da die Tracht
ein Stück Heimat ist, der Wahrspruch:

Wer die Heimat nicht liebt
und die Heimat nicht ehrt,
ist ein Lump und des Glücks
in der Heimat nicht wert!